

STEFAN HARTMANN · KRONACH

Goethe in der Sicht Guardinis

Selbstverständlich anerkennt Romano Guardini (1885–1968), der sich aus freien Stücken als geborener Italiener für den deutschen Sprach- und Kulturraum entscheidet, Rang und Bedeutung Goethes, obwohl er ihm gegenüber »Zeit seines Lebens eine bezeichnende, wenn auch nie ehrfurchtslose Zurückhaltung bewahrte« (H.-B. Gerl-Falkovitz). Darin unterscheidet er sich von anderen deutschsprachigen katholischen Denkern wie Josef Pieper (der eine schöne Sammlung »Über das Schweigen Goethes« herausgab) oder Hans Urs von Balthasar (der Goethe immer wieder das »Erblicken-, Werten- und Deutenkönnen einer Gestalt«, letztlich dann auch derjenigen des »Urphänomens« Jesu Christi und seiner Kirche, verdankt), die in den höchsten Tönen ihr jeweiliges Goethe-Lob anstimmen. Während sich Guardini intensiv in eigenen Monographien mit Dichtern wie Dante, Hölderlin, Dostojewski und Rilke befaßt, gibt es jedoch zu Goethe nur knappe Skizzen innerhalb von Werken wie »In Spiegel und Gleichnis« oder »Das Ende der Neuzeit«, wo über den Naturbegriff oder das Wesen des Klassischen gehandelt wird. Auffällig sind aber einige ernste Anfragen, die ruhig und sicher vorgetragen werden. Kein polemisches »Ich warne vor Goethe« wie beim zeitgenössischen »Prophete« Lavater, auch keine unkritische Huldigung vor dem Genie, sondern wirklich Nachdenkenswertes aus christlicher Sicht.

In einem frühen, heute wieder sehr aktuellen »Gespräch vom Reichtum Christi« über Sinn und Ort der volkstümlichen Herz-Jesu-Andacht läßt Guardini einen diese Frömmigkeitsform gegenüber einem Gelehrten und einem Caritassekretär verteidigenden Kaplan sagen: »Ich habe einmal gelesen, in einer Gesellschaft, wo Goethe war, habe jemand ein Gedicht mit christlichem Inhalt vorgelesen. Da sei dieser aufgefahren und habe gerufen, man solle ihm nicht immer ein Stück von der Dornenkrone auf den Weg werfen ... Das ist's!« (Auf dem Wege. Mainz 1923, S. 162). In einem Brief aus dem Jahre 1963 an seinen Priesterfreund Josef Weiger ist zu lesen: »Als Du, lieber Freund, vor wenigen Tagen hier warst, haben wir darüber gesprochen, daß, aufs Ganze und Letzte gesehen, das Leiden mehr ist als Glück, womit natürlich alles andere gemeint war als Lebensschwäche oder Lebensfeindschaft. Im richtig gelebten Leiden verwirklicht sich ein höherer Wert als in der Freude. Der

STEFAN HARTMANN, Jahrgang 1954, Studium der Philosophie, Psychologie und Kath. Theologie in Fribourg/Schweiz, Trier und Freiburg, Priester 1982, war zwischen 1993 und 1996 Universitätsseelsorger in Wien und ist heute Pfarrer dreier Landgemeinden bei Kronach im Erzbistum Bamberg.

Widerstand gegen die christliche Offenbarung, gegen ›das Christliche‹ überhaupt – denk an die bösen Worte Goethes, von Nietzsche gar nicht zu reden – ist der Widerstand des ›natürlichen Menschen‹ gegen alles, was hier gesagt wurde. Ein Widerstand, welcher aus der Revolte der sich selbst behauptenden Endlichkeit kommt, die ihren Sinn nicht im Bezug zu Gott, sondern in der autonomen Selbsterfüllung gewinnen will« (Theologische Briefe an einen Freund. Paderborn 1976, S. 13).

Im wichtigen Aufsatz über »Christentum und Kultur« aus dem Jahre 1926 formuliert Guardini im Anschluß an Gedanken über das Verhältnis von Natur und Gnade: »Es besteht nicht nur die innere Spannung der von einer höheren Ordnung her relativierten tieferen Ordnung, sondern dazu noch die Unordnung eines (durch die Sünde) innerlich gestörten Verhältnisses. Die Natur lehnt sich gegen die Übernatur auf. Sie will nicht vom Übernatürlichen geformt sein. Es gibt, um ein geprägtes Wort abzuwandeln, einen ›anti-supranaturalen Affekt‹; eine ganz elementare, oft leidenschaftliche Ablehnung alles Übernatürlichen. Der Liberalismus ist von diesem Geist gesättigt (Goethe); und für Nietzsches Denken bildet die Erkenntnis dieses Affektes, seiner Dynamik und seiner Verwicklungen, geradezu den Schlüssel. Von hier wollen Natur und Kultur autonom sein. Sie lehnen alles Hereinwirken des Christlichen als Verbildung, Zerstörung, Verunreinigung ab; sie sehen darin schlechthinnigen Unwert« (Unterscheidung des Christlichen Bd. 1. Mainz 1994, S. 186).

Die für Guardinis Denken zentralen Begriffe des »Gegensatzes« (Titel des philosophischen Frühwerks) und der »Weltanschauung« haben nach seinen eigenen deutlichen Äußerungen nichts mit Goethes »Polaritäten« und seiner »Schau« der Naturwirklichkeit und des darin enthaltenen Schönen zu tun: »Christus hat den vollen Blick der Weltanschauung. Der weltschauende Blick ist der Blick Christi« (ebd., S. 33). »Die Gegensatzlehre wird noch Zukunft haben. Überall wird die gnostische Grundidee wirksam, daß die Widersprüche Polaritäten sind: Goethe, Gide, C. G. Jung, Th. Mann, H. Hesse ... Alle sehen das Böse, das Negative ... als dialektische Elemente im Ganzen des Lebens, der Natur« (Tagebuch, 20. Januar 1964).

Alfons Knoll meint in seinem Werk »Glaube und Kultur bei Romano Guardini« (Paderborn 1993): »Der mangelnde Wahrheitseinst, den Guardini bei Goethe und, in ähnlicher Weise, auch bei Thomas Mann, registrierte, verschloß ihm den Zugang zu diesen Dichtungen« (S. 271). So gelangt etwa Goethes *Faust* nach Guardinis Überzeugung überhaupt nicht in jene Sphäre, in welcher echte Existenz zum Ausstrag komme; er bleibe im »Magischen« stecken und komme aus einer letzten Zweideutigkeit nicht heraus: »Der ganze Faust ist die Preisgabe der ethisch-personalen Existenz an die mythisch-magischen Mächte – auch die letzte ›erlösende‹ Tat geschieht nicht durch Arbeit und Opfer, sondern durch Magie. So fehlt in allem der eigentliche Ernst. Auch in der Erlösungsphantasmagorie des Schlusses. (Falls nicht, malgré le poète, alles Parodie, Kasperltheater ist.)« (Tagebuch, 11. Januar 1964). Ganz anders Friedrich Hölderlin, bei dem Guardini – wie er in seiner Monographie »Hölderlin. Weltbild und Frömmigkeit« schrieb – »wirklich religiöse Erfahrungen und Daseinsdeutung« (S. 193) sah.

Im Tagebuch »Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns« (Paderborn 1980) findet sich auch folgende Notiz: »Ich lese wieder einmal die Gedichte Goethes, eines nach dem anderen. Mit Verwunderung und Mißtrauen gegen mich selbst und

mit Betrübnis muß ich mir sagen, daß mehr Leere und Banalität darin ist, als ich früher je zugegeben hätte. Wievieles ist ›achtzehntes Jahrhundert‹, von einer Flachheit, daß man sich fragt, wie Goethe das nicht nur schreiben, sondern in die endgültige Sammlung aufnehmen konnte« (22. Juli 1953).

Ohne eine letzte Ablehnung zu formulieren sind Guardinis kritische Bemerkungen zu Goethe erstaunlich – vielleicht sehr zu bedenken im »Goethe-Jahr 1999«.¹

ANMERKUNGEN

1 Sie berühren sich mit den Gedanken des katholischen Philosophen und Goethe-Bewunderers *Peter Wust* (1884–1940), der das völlige Fehlen des personalen Gebetes bei Goethe wahrnahm, und in einem scharfsinnigen Zeitungsartikel zum Goethejahr 1932 nach einem Vergleich mit Kant festhielt: »Wohl war er insofern glücklicher als Kant, als er durch seine besondere Anlagen zurückfand zum antiken Seinsbegriff und zum Verständnis des Geistes in der Natur. Dort aber, wo sich das große Gemälde der metaphysischen Dramatik der Menschenseele zu entrollen schien, scheiterte auch er, scheiterte an der gleichen Schicksalhaftigkeit wie sein großer Zeitgenosse Kant. Indem er nur symbolisch nahm, was dem mittelalterlichen Menschen ernste Realität war, kam er trotz aller intuitiven Kraft nicht über das moderne Bewußtsein der Immanenz des Menschen hinaus ... Nur von außen her ornamentiert er das Schicksal seines Wahrheitssuchers Faust mit der poetischen Schönheit des Übernatürlichen. Wie ein Blinder ist er zufällig an das große Tor vorgedrungen, hinter dem sich die eigentlichen ›arcana‹ des Geistes verbergen. Aber die Pforte hat sich ihm nie aufgetan. Gerade deshalb wird sein ›Faust‹ erst recht zum erschütternden Symbol des modernen Menschen auf seiner ewigen Wanderfahrt nach dem Geiste: er sucht und sucht und findet doch nie das wahre Wesen des Geistes, weil für den Blick in seine letzten Gründe das ›lumen naturale‹ nicht ausreicht und die Gnade des ›lumen supernaturale‹ immer wieder ausgeschlagen wird« (Goethe als Symbol des abendländischen Geistesschicksals. Münster 1961, S. 32 f.).